

**Prof. Dr. Christoph Levin**

Sonntag Lätare, 18. März 2007, 10 Uhr

**Predigt über 2. Mose 16,2-4.11-21.31 im Rahmen der Fastenpredigtreihe „Brot und Wein“**

**“Brot vom Himmel”**

*Und es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste. Und sie sprachen: Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des Herrn Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst. Da sprach der Herr zu Mose: Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen. Und der Herr sprach zu Mose: Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen von Brot satt werden und sollt innwerden, dass ich, der Herr, euer Gott bin. Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde. Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu? Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat. Das ist's aber, was der Herr geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte. Und die Israeliten taten's und sammelten, einer viel, der andere wenig. Aber als man's nachmaß, hatte der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte. Und Mose sprach zu ihnen: Niemand lasse etwas davon übrig bis zum nächsten Morgen. Aber sie gehorchten Mose nicht. Und etliche ließen davon übrig bis zum nächsten Morgen; da wurde es voller Würmer und stinkend. Und Mose wurde zornig auf sie. Sie sammelten aber alle Morgen, soviel ein jeder zum Essen brauchte. Wenn aber die Sonne heiß schien, zerschmolz es. Und das Haus Israel nannte es Manna. Und es war wie weißer Koriandersamen und hatte einen Geschmack wie Semmel mit Honig.*

Liebe Gemeinde,

Alois Hingerl, Nr. 127, Dienstmann in München, besorgte einen Auftrag mit solcher Hast, dass er vom Schläge gerührt zu Boden fiel und starb. Zwei Engel zogen ihn mit vieler Mühe in den Himmel, wo er von St. Petrus aufgenommen wurde. Der Apostel gab ihm eine Harfe und machte ihn mit der himmlischen Hausordnung bekannt. Von acht Uhr früh bis zwölf Uhr mittags »frohlocken«, und von zwölf Uhr mittags bis acht Uhr abends »Hosianna singen«. - »Ja, wann kriagt ma nacha was z`trink`n?« fragte Alois. - »Sie werden Ihr Manna schon bekommen«, sagte Petrus. Der Engel Alois tat sein Bestes, der himmlischen Hausordnung zu genügen, aber da es nichts zu trinken gab, wurde sein Frohlocken zunehmend unwirsch. Er wurde immer lauter, und sein Halleluja ging in herzhaftes Fluchen über. Er schrie so, dass der liebe Gott von seinem Mittagsschlaf erwachte und ganz erstaunt fragte: »Was ist denn da für ein Lümmel heroben?« Petrus führte sogleich den Alois Hingerl vor den lieben Gott, und dieser sprach: »Aha! Ein Münchner! Nu natürlich! Ja, sagen Sie einmal, warum plärren denn Sie so unanständig?« Alois war aber recht ungnädig, und er war einmal im Schimpfen drin. »Ja, was glaab`n denn Sie?« sagte er. »Weil Sie der liabe Good san, müaßt i singa, wia `r a Zeiserl, an ganz`n Tag, und z`trinka kriagat ma gar nix! A Manna, hat der ander g` sagt, kriag i! A Manna! Da balst ma net gehst mit dein Manna! Überhaupts sing i nimma!« »Petrus«, sagte der liebe Gott, »mit dem können wir da heroben nichts anfangen, für den habe ich eine andere Aufgabe. Er muss meine göttlichen Ratschlüsse der bayrischen Regierung überbringen; da kommt er jede Woche ein paar Mal nach München.«

Das ging bekanntlich nicht aus wie geplant. Bevor der Engel Alois seinen Auftrag erledigte, ging er nach seiner Gewohnheit ins Hofbräuhaus. Und da sitzt er noch, weil ihm das Bier viel besser mundet als das Manna. So wartet die bayerische Staatsregierung bis heute auf die göttliche Eingebung, woran selbst der Besuch des Papsts nichts geändert hat. Von Berlin aus sieht man das deutlicher als anderswo.

Alois Hingerl war nicht der erste, der sich über das Manna beschwert hat; wenn auch sein Murren besonders schwer wiegt, da es nicht in der Wüste geschah, sondern im Himmel. Die Israeliten selbst haben sich über das Manna bitter beklagt: "Wer wird uns Fleisch zu essen geben? Wir denken an die Fische, die wir in Ägypten umsonst aßen, und an die Kürbisse, die Melonen, den Lauch, die Zwiebeln und den Knoblauch. Nun aber ist unsere Seele matt, denn unsere Augen sehen nichts als das Manna." Da half es auch nichts, dass diese Himmelspeise schmeckte *wie Semmel mit Honig*, also wie das, was unsere Kinder, mit einem Becher Kakao, am liebsten zum Frühstück bekommen.

Das Murren über das Essen ist ein beliebtes Gesellschaftsspiel. Es wird in der Regel von denen geübt, die nicht selbst am Herd stehen. Meine Mutter pflegte dann zu sagen: "Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter", und: "Hunger ist der beste Koch!" Im Falle der Israeliten verfängt diese Deutung aber nicht. Denn in der Wüste hatten sie ja Hunger, und der wurde ihnen von Gott gestillt. Sie beschwerten sich trotzdem. Ihnen passte die ganze Situation nicht, in die sie durch den Auszug aus Ägypten geraten waren. Sie sehnten sich nach den Fleischtöpfen in Ägypten zurück. Die Erinnerung erschien ihnen im rosigen Licht. Das war freilich die übliche Selbsttäuschung, die man auch hierzulande im Blick auf die Vergangenheit beobachten kann. In Ägypten mögen sie zu essen gehabt haben, aber um den Preis der Freiheit und unter den Bedingungen harter Fron. In Ägypten wurde ihnen mit Essen der Mund gestopft. Jetzt in der Wüste haben sie hingegen die Freiheit, ihr Missfallen kundzutun. Es richtet sich, wie das häufig ist, gegen „die da oben“, gegen die politische und religiöse Obrigkeit, obwohl Mose und Aaron an der Lage genauso wenig schuld sind wie alle anderen, und auch genauso wenig daran ändern können. Es richtet sich aber, durch Mose und Aaron, auch gegen Gott. Und da ist es an der richtigen Adresse. Gott selbst will, dass wir unseren Frust nicht hinunterschlucken wie eine giftige Speise, sondern ihm vor die Füße spucken. Das lässt er sich gefallen, und das ist auch einer der Gründe, weshalb er uns zum Gottesdienst einlädt.

Dass man alles satt hat, obwohl man satt ist, ist keine seltene Erfahrung und Selbsterfahrung. In unseren Breiten und Zeiten ist in der Regel nicht der Hunger, sondern die Überfütterung das Problem. Wir werden, wenn wir uns nicht wehren, mit allem möglichen überfüttert, darunter mit Nahrung. Es ist widersinnig, aber wahr: Das Essen ist zur Gefahr geworden. Nicht wenige haben die Gegenwehr aufgegeben und tragen ihren Kummerspeck als schwere Bürde mit sich herum. Aber auch die Versuche, sich zu wehren, können krankhafte, ja tödliche Züge annehmen. Eltern, deren Töchter an Anorexia nervosa oder an Bulimie leiden, leben in Angst und Schrecken.

Die entspannte Freude am Essen ist ein Indikator für die seelische und körperliche Gesundheit. Hier wie überall gilt, dass der Genuss in dem Maße steigt, in dem man sich bewusst ist, was man tut. Zu den berühmten Sehenswürdigkeiten Berlins gehört die Lebensmittelabteilung des KaDeWe, eine Auswahl kulinarischer Köstlichkeiten, die weltweit ihresgleichen sucht, und das in einer Stadt, deren Bewohner sich im Allgemeinen nicht durch besonderen Reichtum auszeichnen. Dort kann man jene Lebenskünstler beobachten, die die Regel praktizieren, dass wenig, wenn es wirklich köstlich ist und mit Verstand genossen wird, besser ist als die Fülle.

Essgewohnheiten sind landestypisch. Davon lebt nicht nur der kulinarische Tourismus, sondern hierzulande eine spartenreiche Gastronomie. Es dürfte kaum eine Küche der Welt geben, deren Gaumenfreuden man nicht irgendwo in Berlin genießen kann. Es gibt auch ausgeprägte religionstypische Eßgewohnheiten wie beispielsweise die koschere Küche der Juden. Auch für den Islam sind Speistabus bezeichnend. Bestimmte Speisen nimmt man nicht zu sich, und darüber hinaus gibt es die vorübergehende Enthaltensamkeit. Zu gewissen Zeiten werden gewisse Speisen und Getränke gemieden.

Das Fasten war schon immer auch kirchliche Tradition. Heutzutage wird es wieder Mode. Man lebt in der Passionszeit "sieben Wochen ohne". Der freiwillige Abschied von den Fleischtöpfen, die Zeit, die man in der selbst gewählten Wüste verbringt, hat viele Vorteile. Man kann sich von scheinbaren und wirklichen Abhängigkeiten befreien, und sei es vorübergehend: ein Sieg der Willenskraft. Das Fasten reinigt Körper und Seele, es schärft die Sinne. Mit Fasten präpariert sich der Mensch für die kultischen Begehungen. Mit Fasten widmet er sich der Gottheit.

Das Fasten hat allerdings selbst eine Kehrseite. Fasten mästet das Ich. Es kann sich zu dem Versuch der Selbsterlösung auswachsen. Da das nicht gelingen kann, wird solches Fasten nicht zum Weg in die Freiheit, sondern zu einer neuen Sucht – sozusagen zur Anorexia religiosa.

In der Welt der Religionen ist es die Ausnahme, dass nicht gefastet wird. Das Christentum, und besonders das reformatorische Christentum, das entschieden auf das Neue Testament zurückging, kennt eine Freiheit, die fast unheimlich ist. Paulus bescheidet die Korinther: "Wenn euch einer von den Ungläubigen einlädt und ihr wollt hingehen, so esst alles, was euch vorgesetzt wird, und forscht nicht nach, damit ihr das Gewissen nicht beschwert. Wenn ich's mit Danksagung genieße, was soll ich mich dann wegen etwas verlästern lassen, wofür ich danke? Ob ihr nun esst oder trinkt oder was ihr auch tut, das tut alles zu Gottes Ehre." Wenn Gott wirklich die Ehre gegeben wird, lösen sich die Fragen, was man tun und was man lassen soll, von selbst, auch beim Essen. Dieselbe Freiheit findet sich bei Jesus. "Warum fasten die Jünger des Johannes und die Jünger der Pharisäer, und deine Jünger fasten nicht?", wurde er gefragt. Antwort: "Wie können die Hochzeitsgäste fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?" In der Nähe Gottes, die mit Jesus zu den Menschen gekommen ist, herrscht uneingeschränkte Freude, und diese Freude zeigt sich in der Mahlgemeinschaft, die so fröhlich und ausgelassen und luxuriös sein kann wie bei einer Hochzeit.

Bei einer Hochzeit ist man eingeladen. Man trägt nichts bei, als teilzunehmen und durch seine Teilnahme die gemeinsame Freude zu erhöhen. Der Bräutigam kommt für die Kosten auf. Jener Bräutigam, der in das Reich Gottes einlädt, ist von überwältigender Großzügigkeit: "Geht hinaus auf die Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet. Und die Knechte gingen auf die Straßen hinaus und brachten zusammen, wen sie fanden, Böse und Gute; und die Tische wurden alle voll." Da mit Jesus das Reich Gottes nahe herbeigekommen ist, ist es nur folgerichtig, wenn er die Freuden des Reiches Gottes jetzt schon wahrnimmt und teilt, mit Bösen und Guten.

Das bleibt nach den Maßstäben strenger Religiosität nicht ohne Kritik: "Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagen sie: Er ist besessen. Der Menschensohn ist gekommen, isst und trinkt; so sagen sie: Siehe, was ist dieser Mensch für ein Fresser und Weinsäufer, ein Freund der Zöllner und Sünder!"

Der Vorwurf ist absurd. Wer im Angesicht des Reiches Gottes lebt, der kennt nicht die Gier der Zukurzgekommenen: "Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot." Die Nähe Gottes bereitet von der Angst um das eigene Wohlbefinden. "Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung? Seht die Vögel unter dem Himmel

an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.“ Das ist nicht der Aufruf, zu ernten, wo man nicht gesät hat. Aber es ist das Wissen, dass unser Leben ganz und gar in Gottes Hand liegt und dass diese Hand uns schlechterdings wohl will. “Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich. Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.” “Ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben.”

Solches Gottvertrauen geht immer zu einem Teil gegen den Augenschein, selbst wenn in unserem Land der Hunger weitgehend gebannt ist. Christen lassen deswegen keineswegs alle vernünftige Vorsorge fahren. Doch mit dem, was sie bedürfen, wenden sie sich immer zuerst an Gott. Bei dieser Bitte entsteht von selbst eine sachgemäße Reihung: “Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute.” Zuerst geht es um Gottes Ehre, um sein kommendes Reich, um seinen Willen. Das sind die Grundbedingungen, ohne die alles andere vergeblich wäre. Aber sodann, wenn es um unsere eigenen Belange geht, kommt als erstes die Bitte um das tägliche Brot – noch vor der Vergebung der Schuld und vor der Erlösung vom Bösen.

Gottes Brot ist das tägliche Brot. Es ist nicht die sichere Rundum-Versorgung, sondern das Brot für heute. Der morgende Tag mag für sich selber sorgen. Das Brot ist deshalb täglich, weil es uns durch Gottes Güte gegeben wird, wie auch immer wir unseren Lebensunterhalt verdienen. Es ist nichts für Leute, die ihr Essen wie ihr gutes Recht in sich hineinstopfen. Es ist auch kein Anlass für Futterneid. Und es ist kein geeigneter Gegenstand für den Geiz, der den andern nicht an die Schüssel lässt. Es ist bisweilen das Brot, das man mit Tränen isst, aber es ist auch immer das süße Brot der Freiheit. Es ist täglich neu das von Gott gestiftete Mahl, das Menschen mit ihm und untereinander verbindet. “Komm, Herr Jesu, sei Du unser Gast.” “Selig ist, der das Brot isst im Reich Gottes.”

Damit sind wir wieder bei jenem Brot, das vom Himmel fiel. Das Manna in der Wüste mutet uns, wenn wir den Text unbefangen hören, wie ein Mirakel an. Das war es aber nicht. Tatsächlich handelt es sich um eine Naturerscheinung, die schon den antiken Auslegern, zum Beispiel Flavius Josephus, bekannt war. Sie ist in unserer Zeit von Forschungsreisenden untersucht worden. In der südlichen Wüste Israels und auf der Sinai-Halbinsel wächst die Manna-Tamariske, *tamarix mannifera*. Sie ist der Wirt für zwei Arten von Schildläusen, die im Frühjahr große Mengen Pflanzensaft saugen, aus dem sie das für ihre Larven wichtige Nitrogen gewinnen. Den überschüssigen Saft scheiden sie tropfenweise ab. Zu weiß-gelblichen Kügelchen verhärtet, fällt er zu Boden und wird von den Ameisen zusammengetragen. Die Beduinen verwenden diesen Honigreif, den man nur in der morgendlichen Kühle einsammeln kann, als Honigersatz und nennen ihn *mann*. Die biblischen Verfasser haben dem Namen ihre eigene Erklärung gegeben: Die Israeliten hätten, als der Honigreif vom Himmel fiel, erstaunt *man hu* gesagt. Das heißt auf Hebräisch: “was ist das?”

Auf diese Frage antwortet Mose nicht als Biologielehrer, sondern als Zeuge der Güte Gottes: *Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat*. Es ist das tägliche Brot, wie es sich in der gegebenen Situation findet. Es ist auch unser tägliches Brot, wie und wo immer wir unsere Nahrung finden. Dieses gegebene Brot, das wir täglich essen, ist das Zeichen der Verheißung Gottes: *Ihr sollt satt werden und sollt innwerden, dass ich der Herr, euer Gott, bin*.

In der Erinnerung hat dieses irdische Himmelsbrot Züge des Wunders angenommen, oder besser: Züge einer sozialen Utopie: Das Himmelsbrot reicht für alle, und soviel jeder auch sammelt für sich und sein Haus, keiner bekommt zu viel, und keiner kommt zu kurz. Keiner braucht einen

Diätplan, und ebenso wenig braucht er sich um die Versorgung seiner Familie zu ängstigen. Nur hamstern darf er nicht. Wer nicht auf Gottes Hilfe für den morgenden Tag vertrauen mag, dem verdirbt alles.

Die Erinnerung bewahrt Ziele, die man beherzigen sollte, wenn es darum geht, die begrenzten Ressourcen dieser Erde miteinander zu teilen. Das Wunderbare ist, dass es dazu kein Programm braucht und keine Wohltätigkeit. Die Verteilungsgerechtigkeit stellt sich durch Gottes Zutun von selbst ein. Wenn Gott selbst uns versorgt, und wenn wir uns dessen bewusst werden, dann braucht keiner zu sorgen, dass für ihn am Ende nichts mehr übrig bleibt.

Ein Mensch beim Essen ist ein gut Gesicht,  
wenn er nichts denkt und nur die Kiefer mahlen,  
die Zähne malmen und die Blicke strahlen  
von einem sonderbaren Urweltlicht.

Aber niemand wird das von Gott gegebene Brot für sich allein essen wollen. Die einsamen Nächte am Kühlschrank machen keine Freude. Das tägliche Brot hingegen ist ein Magentrost, mit dem Gott „uns tröstet in all unserer Trübsal, damit auch wir trösten können, die in allerlei Trübsal sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.“

Es gibt am Ende einen weiteren triftigen Einwand gegen die verklärende Erinnerung: Vierzig Jahre täglich dasselbe klebrige Zeug, und sei es in ausreichender Menge, das muss den Israeliten zum Halse herausgehangen haben. Ihr Murren war berechtigt. Die Exegeten sind mit allerlei plausiblen Erwägungen zu Hilfe geeilt. Die Israeliten hätten sich auch von den Wachteln ernährt, von den Früchten der Oasen, von den mitgeführten Viehherden. Aber selbst all das hinzugenommen, war die Ernährung eintönig. Eine kulinarische Reise war der Wüstenzug nicht. Auch heutzutage ist nicht jede Betriebskantine ein Luxusrestaurant, und viele können sich mehr als den Aldi oder gar die Berliner Tafel wirklich nicht leisten.

Was tut man, wenn es eintönig wird? Man würzt die Speisen. Im Orient tut man das besonders kräftig. Auch in der Bibel ist viel von Gewürzen die Rede, allen voran vom Salz. Das Salz darf nicht dumm werden. Das wichtigste Gewürz aber, das Muttern dem Essen beigibt, ist Liebe. Das weiß man, und das schmeckt man. Da kommt kein Wirte wundermild gegen an. Nicht anders ist es bei Gott. „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist.“

Geduld, es währt nur noch ein bisschen,  
Dann liegt der Kuchen auf der Schüssel.  
Doch späterhin die Einverleibung,  
Wie die zu Mund und Herzen spricht,  
Das spottet jeglicher Beschreibung,  
Und darum endet das Gedicht.

Amen.